Putsch, Bombe und Red Bull

„Expedition Europa“: durch die Unruheherde des Balkans.

Von Martin Leidenfrost

Ich fahre über den Balkan, von einem Unruheherd zum nächsten. Da man nie weiß, wie lange es noch geht, führe ich die Begehung in Tschecherln durch, bei Slibowitz und Viljamovka-Birne.

Spuž, Montenegro, ein Vorort von Podgorica. Im bekannten Spužer Gefängnis sitzen zwölf Bürger Serbiens für einen angeblichen Putschversuch am Wahlabend des 16. Oktober ein. Es ist dunkel, schmutzigweiße Straßenköter unter nassem Nebel. Die umliegenden Häuser sind schwer geschützt. Erst im September wurde ein Häftling, als er im Gefängnishof seine Runde drehte, von einem Heckenschützen abgeknallt. Gegenüber der Haupteinfahrt eine Bar. Im ersten Stock ist das „Lepenac“ ein Rohbau, im Erdgeschoß bin ich der letzte Gast.

Die blondierte Wirtin wirft den Ofen an, zu meinem Tisch weht keine Wärme her. Ich frage sie, ob sie den Häfen je von innen sah. Sie verneint, bekreuzigt sich. Ich lese die Tagespresse. Laut Regierungszeitung „Pobjeda“ hat sich Oberputschist Dikić beim Einschlagen einer Glasscheibe geschnitten, laut Oppositionsblatt „Dan“ wollte er sich mit einem Glassplitter umbringen. Ich bitte die Wirtin um Aufklärung. Sie: „Das sind Geschichten für kleine Kinder“, so wie die Versprechen einer besseren Zukunft in Europa. „Gehen Sie ins Spital, das ist noch auf dem Standard von König Nikola.“ Sie schaut nur den Oppositionssender „Vijesti“. Und den Wetterbericht.

„Fragen Sie die Polizei!“

Jajinci, Serbien, 450 Kilometer nordöstlich, liegt in den Hügeln vor Belgrad. An neuen Straßen stehen neureiche Villen. Ein sonniger Nachmittag. Hier wurden kurz nach dem Montenegro-Putsch Waffen gefunden, auf der Zufahrt zum Haus des Vaters von Premierminister Aleksandar Vučić. Serbien ermittelt wegen eines Attentatsversuchs auf Vučić. Statt Kaschemmen finde ich im Nobelort Bankettrestaurants. Im „Oaza“ zwei gedämpft debattierende Herren. Ihre Meinung verraten sie nicht: „Fragen Sie die Polizei!“

Zubin Potok, 400 Kilometer südlich, befindet sich im Nordkosovo. 93 Prozent sind Serben. Der zu Brüssel bekehrte Exnationalist Vučić hat ihnen eine Autonomie ausgehandelt, deren Umsetzung wegen Tränengasschlachten kosovo-albanischer Politiker aussteht. Zubin Potok ist doppelt im Gerede: Am 15. Oktober pilgerten sechs hiesige Burschen ins montenegrinische Kloster Ostrog. Sie wurden als Putschisten verhaftet, tags darauf aber freigelassen. Und am 3. April war auf die Sporthalle von Zubin Potok ein Anschlag verübt worden, mit einer Bombe und MG-Salven – kurz vor einem Auftritt von Vučić. Dieser erklärte dazu: „Alle in Zubin Potok wissen ungefähr, aus welcher Küche das kam.“ Er nannte keine Namen.

Als ich die lang gezogene Hauptstraße entlanggehe, rast ein weißer Kleinwagen durch. Plötzlich büchst er auf den Gehsteig aus, auf einen Passanten zielend, der zur Seite springt. Da der Passant unbekümmert weiterspaziert, nehme ich dies als joviale Grußart hin. Der Kellner im leeren Restaurant lobt: „Hier ist es schön ruhig.“ Gegen zehn folge ich einem Strom junger aufgetakelter Frauen. West-Techno und Red Bull im „Clubbing“, das um ein Uhr schließt. Der letzte Sammelpunkt ist die Imbissbude, Hotdogs oder Palatschinken mit Marmelade, Nutella oder billigerer „Eurokrem“. Nun können wir reden. Einige kommentieren den Sporthallenanschlag vom April nicht, einer nennt ihn „lange her, so drei Jahre“.

Ein Recke mit soldatisch scharfem Profil, hagestolz besoffen, geht auf das heruntergekurbelte Fenster eines herbeigefahrenen Wagens zu. Seiner Miene nach zu urteilen, erschießt er den Fahrer gleich. Es folgt jedoch eine herzliche Begrüßung. Spuž, Jajinci und Zubin Potok stehen wohl für die harmloseren Unruheherde. An die anderen fahre ich auch. ■

Wo Verse töten

Die 16 Zeilen seines „Stalin-Epigramms“ kosteten den russischen Lyriker Ossip Mandelstam (1891 bis 1938) das Leben. Und heute, wie steht es heute um die Freiheit des Worts?

Von Wolfgang Martin Roth

Als der russische Lyriker Ossip Mandelstam (1891 bis 1938) im November 1933 einigen Freunden sein „Stalin-Epigramm“ vortrug, besiegelte das sein Schicksal. Die Geheimpolizei erfuhr davon, er wurde verhört, verhaftet, gefoltert, vor Gericht gestellt. Es gab keine gedruckte Fassung für die Gerichtsverhandlung. Mandelstam schrieb dem Richter mit dessen Füller das Gedicht auf. 1934 wurde er zu drei Jahren Verbannung verurteilt. Seine Frau Nadeschda durfte ihn begleiten, zuerst nach Tscherdyn, dann nach Woronesch.

Wie es ihm in der Verbannung erging, schrieb er Anfang 1937 einem Freund: „Das ist nicht ‚befristeter Aufenthalt in Woronesch‘, ‚administrative Verbannung‘ und so weiter. Sondern das ist: Ein Mensch, der eine äußerst schwere psychische Krankheit hinter sich hat (genauer, einen kräftezehrenden und finsteren Wahnsinn), beginnt sofort nach dieser Krankheit, nach einem Selbstmordversuch, physisch verkrüppelt – wieder mit der Arbeit. Ich habe mir gesagt – recht haben die, die mich verurteilt haben. Ich habe Hals über Kopf gearbeitet. Dafür hat man mich geschlagen. Verstoßen. Moralisch gefoltert. Trotzdem habe ich gearbeitet. Für ein Wunder gehalten, dass man mich arbeiten ließ. Anderthalb Jahre später war ich Invalide. Um diese Zeit hat man mir ohne jedes Verschulden alles genommen: das Recht auf Leben, auf Arbeit, auf ärztliche Behandlung. Ich bin versetzt in die Lage eines Hundes, eines Köters . . . Ich bin ein Schatten. Mich gibt es nicht. Ich habe nur noch das Recht zu sterben.“

Nadeschda Mandelstam hat diese Ereignisse festgehalten – in ihrem bewegenden Buch „Das Jahrhundert der Wölfe“. Man presste Mandelstam noch eine „Ode an Stalin“ ab, dann durfte er 1937 nach Moskau zurückkehren, aber Stalin gab keine Ruhe, diese Ode konnte das Leben des Dichters nicht mehr retten. Er wurde 1938 erneut verhaftet und wegen angeblich „konterrevolutionärer Tätigkeit“ zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Seiner Frau sagte der Dichter: „Weine nicht. Nur bei uns schätzt man die Lyrik so, dass man für einen Vers erschossen werden kann.“ Mandelstam starb an Typhus in einem Transitlager in der Nähe von Wladiwostok.

„Wir Lebenden spüren den Boden nicht mehr, / Wir reden, dass uns auf zehn Schritt keiner hört, / Doch wo wir noch Sprechen vernehmen, / Betrifft’s den Gebirgler im Kreml. / Seine Finger sind dick und, wie Würmer, so fett, / Und Zentnergewichte wiegt’s Wort, das er fällt, / Sein Schnauzbart lacht Fühler von Schaben, / Der Stiefelschaft glänzt so erhaben. / Schmalnackige Führerbrut geht bei ihm um, / Mit dienstbaren Halbmenschen spielt er herum, / Die pfeifen, miaun oder jammern. / Er allein schlägt den Takt mit dem Hammer. / Befehle zertrampeln mit Hufeisenschlag: / In den Leib, in die Stirn, in die Augen – ins Grab. / Wie Himbeeren schmeckt ihm das Töten – / Und breit schwillt die Brust des Osseten.“ 16 Zeilen (Deutsch von Kurt Lhotzky) brachten dem Dichter den Tod. Diese Verse wurden zu einem der wichtigsten politischen Gedichte des 20. Jahrhunderts. Man fand es übrigens nach 1989 in den KGB-Archiven.

Das aufgeschriebene Wort. Worte eben. Nur Worte. Nichts als Worte? Zunehmend gefällt manchen Herren dieser Welt nicht, was aufgeschrieben wird. „Everyone has the right to freedom of opinion and expression“, heißt es in der Menschenrechts-Charta der Vereinten Nationen von 1948. Der UNO sind 193 Staaten beigetreten. Beschämenderweise schränken davon 113 Nationen willkürlich die Meinungs- und Ausdrucksfreiheit ein. Der Jahresbericht für 2015 von Reporter ohne Grenzen meldet für das Jahr 110 getötete hauptamtliche Journalisten, außerdem wurden 27 Bürgerjournalisten und sieben Medienmitarbeiter getötet. Ende 2015 waren weltweit 54 Journalisten entführt, 153 hauptamtliche Journalisten waren in Haft, zusätzlich 161 Bürgerjournalisten und 14 Medienmitarbeiter. PEN International mit seinen Writers-in-Prison-Committees in 62 Ländern setzt sich für gefangene und gefährdete Schriftsteller ein, ebenso wie etwa Amnesty International, Reporter ohne Grenzen und Human Rights Watch.

Auch dem Emir von Katar hat ein Gedicht nicht gefallen. Im „Arabischen Frühling“ gab es einen katarischen Dichter, der sich mit den Herrschenden anlegte. Der 1975 geborene Mohammed al-Ajami wurde am 16. November 2011 in Katar festgenommen und in das Gefängnis von Doha eingeliefert. Das Gedicht „Tunesischer Jasmin“ war der aktuelle Anlass. Erst nach vier Monaten Isolationshaft wurden die Haftbedingungen erleichtert. Am 29. November 2012 wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt wegen „Beleidigung des Emir“ und wegen „Anstiftung zum Sturz des herrschenden Regimes“. In der Revision wurde das Urteil auf 15 Jahre reduziert.

Das Gedicht ist zu einem Schlüsseltext des „Arabischen Frühlings“ geworden: „Herr Premierminister Muhammed Gannouchi, / Für uns sind Sie nicht legitim, mit Verlaub“, heißt es da. Und: „Ach, es sollte mal knallen in Ländern der brutalen Dynastien. / Wie lange, ihr Sklaven der Eitelkeit, sollen die anderen noch vor euch knien?“ (Deutsch von Mahmoud Hassanein und Hans Thill.)

Eine PEN-Delegation reiste vergeblich nach Katar, Mohammed al-Ajami wurde vom amerikanischen, deutschen und österreichischen PEN zum Ehrenmitglied ernannt. Und die Proteste zeigten Wirkung: Am 15. März dieses Jahres kam der Dichter frei. Viereinhalb Jahre war er im Gefängnis, weil er die politischen Zustände in den arabischen Staaten für nicht zuträglich hielt. Das geschah in einem Land, in dem die Welt im Jahre 2022 die Fußball-WM austragen will . . .

Immer noch sind vier Ehrenmitglieder des österreichischen PEN in Haft: Jimi’e Kmeil (Journalist, in Haft seit 2005), Eritrea; Mahvash Sābet (Bahá’í-Führerin, in Haft seit 2008), Iran; Mohammad Sadiq Kabudvand (kurdischer Publizist, in Haft seit 2007), Iran; Alaa Abd El Fattah (Blogger und Aktivist, in Haft seit 2013), Ägypten. Immerhin sind im vergangenen Jahr vier inhaftierte Ehrenmitglieder des österreichischen PEN dank weltweiter konzertierter Aktivitäten freigekommen.

Manche Schriftsteller wollen nur schreiben. In Zeiten wie diesen, in denen es den Herrschenden zunehmend nicht gefällt, was geschrieben wird – wie wir gerade in der Türkei erleben –, ist es problematischer geworden, nur an die schriftstellerische Selbstverwirklichung zu denken. „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich? / Solange ich aber nur für mich selber bin, was bin ich? / Und: Wenn nicht jetzt, wann sonst?“, so Rabbi Hillel, 30 vor Christus bis circa 9 nach Christus. ■

RADIOKULTURHAUS
Argentinierstraße 30a, 1040 Wien
DONAUWELLENREITER
ALBUM-RELEASE-KONZERT "EUPHORIA"
MO 12.12.16
Großer Sendesaal – 20:00 Uhr – Eintritt: EUR 27,–
Mit ORF RadioKulturhaus-Karte 50% Ermäßigung
Kartenbüro: (01) 501 70-377
INFOS UND ONLINE-TICKETS: http://radiokulturhaus.ORF.at
Die Presse
ORF RADIOKULTURHAUS

Donauwellenreiter © Apollonia Bitzan